

Thurgauer Sagen

Autor(en): **Larese, Dino**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **18 (1942)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thurgauer Sagen

Neu erzählt von Dino Larese

Die Mäuse von Güttingen

In jenen dunklen Tagen, als es da herum in unserm Lande noch Hexen, Zwerge, Ritter und andere Wunderdinge gab, wußte man neben den schönen Sagen der alten, gesegneten Zeit von viel Leid, Kümernis und Grausamkeit zu erzählen. — Aber wer da meint, das böse Tun wäre ungestraft geblieben und hätte nie seinen Meister gefunden, weiß noch nicht, wie es dem reichen Ritter von Güttingen ergangen ist, dem am Ufer des Bodensees eine stolze, prächtige Burg gehörte und der sogar noch draußen im See, einige Schiefersteinwürfe vom Lande entfernt, ein zweites, wasserumrauschtes, graues Schloß besaß. Es war jene bittere Zeit, die manche Not in unsere Gegend brachte, Teuerung und schrecklichen Mangel an Nahrung. Da hatten die armen Leute vieles zu erdulden, und es wäre ihnen noch trauriger geschehen, wenn nicht die Ritter ihre Vorratskammern geöffnet und das aufgestapelte Korn dem Volk verteilt hätten oder es sogar aus fernen Gegenden holen ließen. Nur der Ritter von Güttingen stand diesen Klagen mit tauben Ohren gegenüber, trotzdem er manche Scheune voll des gesegneten Brotes besaß und sich selber alles gönnte, Feste in Saus und Braus feierte und mit seinen Freunden schändlich den Reichtum vertat. — Ach, die Not wächst in den armen Hütten und treibt die Frauen, ärmliche Kinder, die magern Männer hinaus auf die Wege, wo sie sich finden im gemeinsamen Leid und hinunter stürmen zur Burg, wehklagend das harte Herz des Herrn zu erweichen. Wie er die Menge da unten sieht, blitzt ein satanisches Lächeln über sein glattes Gesicht und er winkt einen Knecht heran, dem er einige Weisungen gibt.

«Ihr sollt da in die Scheune gehen und euch holen was ihr braucht», ruft der Knecht und öffnet die großen Tore der alten Scheune neben dem Schlosse. O, sie strömen hinein wie in eine Kirche, und sehen nicht, wie plötzlich einige andere Knechte hervorspringen, die Tore zuschlagen und verschließen, und der Herr von Güttingen oben am Fenster steht und hinunterschaut. Was tun sie denn? Sie schichten Stroh an den Ecken auf. Sie zünden es an. Der Wind wühlt hinein. Das Holz beginnt zu glühen. Die Scheune brennt. Aus dem Knistern und Flackern steigt ein Schrei, Kinder weinen, die Frauen heulen, die Männer werfen sich gegen die Tore, um sie aufzubrechen. Dunkler, schwarzer Rauch steigt auf und hüllt den schaurigen Ort ein, aus dem nur ersterbend Wimmern und Stöhnen dringt. «Haha», lacht da oben der Herr und beugt sich hinaus zu seinen Knechten: «Hört ihr, wie die Mäuse da drinnen pfeifen!» und zeigt mit dem ausgestreckten Arm auf den kohligen, schwelenden Haufen. Aber da sinkt

plötzlich sein Arm herunter, die Augen starren erschreckt, eine grausige Totenblässe färbt sein Gesicht; denn aus dem Trümmerhaufen krabbelt plötzlich eine schwarze Maus, dort eine, da wieder eine. Überall schießen sie herauf, schwarz und unheimlich wachsen sie aus dem verkohlten Gebälk und strömen wie eine dunkle Flut gegen das Schloß, wie ein breites, lebendiges Totentuch. Man hört sie die steinerne Treppe weich herauftappen, sie nähern sich. Mit einem entsetzten Schrei stürzt der Herr in sein nächstes Zimmer und schließt es ab. Aber hört du's, sie nagen und beißen und wollen hinein. Er jagt von Zimmer zu Zimmer, und der schwarze Strom fließt hinter ihm her. Er stürmt die Treppe hinunter und eilt an den See, löst das Boot vom Ufer und rudert sich wild und erregt hinüber ins Wasserschloß. Siehst du, sie kommen; sie gleiten ins Wasser, sie schwimmen herüber, sie steigen an den Mauerwänden empor, sie nagen und nagen und dringen in die Burg. Von Zimmer zu Zimmer verfolgen sie den flüchtenden Ritter, bis er ihnen im letzten Turmzimmer nicht mehr entweichen kann und sie den Bösewicht bei lebendigem Leibe auffressen. —

Nicht lange nachher zerfiel die Burg im See und versank allmählich im Wasser. Aber die ganz alten, graubärtigen Fischer wissen zu erzählen, daß sie noch in ihren jungen Jahren, wenn der See nicht gar zu hoch stand, auf dem dunklen Grunde grauschimmernde Trümmer erkennen konnten.

Das Kruzifix von Bernrain

Es hat zu allen Zeiten Lausbuben gegeben, aber vor einigen hundert Jahren, als sich da und dort noch mancherlei Wunderbares ereignete, ist es ihnen oft viel schlimmer ergangen als heutzutage, und sie mußten gar erbärmlich büßen für ihre Schelmenstreiche. Da wohnten damals in der Stadt Konstanz auch einige solcher Kerle; besonders der eine, Schappeler geheiß, ragte durch seine Spitzbübereien über alle andern hinaus, war ein richtiger Nichtsnutz und bereitete seiner Mutter, einer ordentlichen und fleißigen Frau, viel Kummer und Sorgen. Da man ihn daheim zu einer ordentlichen Arbeit selten brauchen konnte, schickte ihn die Mutter öfters in die damals noch dichten Wälder oberhalb Kreuzlingen, um Holz, Tannzapfen, Nüsse oder Pilze zu suchen, gute Vorräte für den Winter; eine Beschäftigung, recht nach dem Herzen des Buben, konnte er doch dabei wild und ungehemmt herumstrolchen. Eines Herbstnachmittags landeten er und seine Kameraden nach einer solchen Holzstreife beim einsamen Kruzifix, einem schlichten Holzkreuz

mit der Martergestalt des Heilands, das in der Nähe von Bernrain in der Stille des Waldes stand, Erinnerung und Sinnbild an die Leiden des Herrn. Die Buben warfen ihre Holzbürden zu Boden und lagerten sich, doch etwas müde geworden vom Sammeln und Bücken, zu Füßen des Kreuzes, dösten vor sich hin und knabberten auch erste, noch unreife Haselnüsse. Mit der Zeit begannen sie nachlässig Steine über die Bäume zu werfen, sie kitzelten sich mit Grashalmen, zogen einander an den Haaren und trieben sonst allerlei Schabernack. Da stach der Vorwitz den frechen Schappeler, er kehrte sich plötzlich um, trat ans Kruzifix und langte nach der Nase des Heilands, die er vorwitzig klemmte. «So, Herr Gott, laß dich einmal schneuzen, dann küß ich dich lieber!» rief er höhrend. Aber da geschah es plötzlich, daß eine fahle Blässe über sein Gesicht fuhr. Was war geschehen? Die Buben sahen, wie er sich wand, wie er zerrte, mit der andern Hand die festgeklebten Finger von der Nase lösen wollte. Da erfaßte sie ein furchtbarer Schrecken über dieses Zeichen. Sie sprangen in die Stadt hinunter, erzählten es bebend der Mutter und andern Leuten und schnell lief die Kunde durch die Stadt, daß beim Kruzifix von Bernrain ein Zeichen geschehen sei. Die arme Mutter, sie machte sich mit vielen Leuten auf den Weg, und als sie des Buben ansichtig wurde, kniete sie nieder und rief den lieben Gott und die Mutter Maria um Hilfe an und versprach auch sieben Wallfahrten nach Einsiedeln. Da löste sich die Hand des Knaben von der Nase des Herrn, die Hand, die so Böses tun konnte, daß ihm später mancher seine eigene nicht mehr zum Gruße reichen wollte. Und seine Strafe, die erlitt er zwei Jahre später, als er durch dieses Wunder nicht gebessert, immer ärger wurde und des Heilands Worte übel mißbrauchte. Man schnitt ihm die Zunge heraus und verjagte ihn für ewige Zeiten aus dem Gebiete der Stadt. — Wer einmal dort hinauf geht, wo jetzt das kleine Kirchlein von Bernrain am Waldrande steht und auf den Bodensee und das Münster von Konstanz hinunter äugt, möge es nicht versäumen einen Blick ins Innere zu tun, wo ein altes Bild im Dämmerlicht hängt und mit bunten Farben die ganze Geschichte vom Kruzifix von Bernrain dem staunenden Auge zeigt, immer zur Warnung für alle Lausbuben und auch für die andern.

Der Sturz der Ramswag

Eigentlich spielt diese Sage schon auf st. gallischem Boden; aber die Ruine Ramswag ist so nahe der thurgauischen Grenze, kaum einige Steinwürfe entfernt, und in meinen Jugendjahren war sie so vielmal das Ziel meiner Ausflüge, daß ich diese Sage trotzdem hier erzählen kann.

Auf schroffen, steilen Felsen, fast senkrecht über der Sitter, steht die Ruine Ramswag. Ich weiß noch von jenen Tagen, da wir Buben waren und im alten Gemäuer der Ruine herumkletterten, hoch hinauf stiegen und zum Flusse hinunterblickten, über die

nächsten Tannen und Wälder hinweg, über blaue Waldberge, versteckte Dörfer bis zum Schneegebirge hin. Ich weiß noch von jenen Tagen, da wir auf einem freien Platze des verschütteten Burghofes ums Feuer saßen, die ersten Kartoffeln brieten und die Bauernbuben sich zu uns setzten; wie wir da heimlich die «Nielen» rauchten und einander Geschichten erzählten. Einmal kam einer und brachte eine seltsame Sage, die er uns mit geheimnisvollen Gebärden erzählte und fest beteuerte, daß sie wahr sei.

Vor vielen, vielen Jahren war die Ramswag eine stolze, prächtige Burg, die das ganze Tal beherrschte. Aber gefürchtet waren die Herren der Ramswag; denn sie quälten die Bauern, trieben sie zu Fronarbeiten an, saugten Gut und Blut aus ihnen heraus und sperrten die Widerspenstigen in die tiefen, dunklen Burgverließe. Besonders einer, Rudolf hieß er, tat sich da hervor. Seine Frau war ihm schon früh gestorben, und er besaß nur eine Tochter. Mit seinen Knechten zog er fast jeden Tag in die nahen Wälder und jagte. Dabei ritt er den Bauern über die Felder und zerstampfte ihnen die Saat. Grimmig blickte er drein mit seinen schwarzen Augen. Er kannte keine Milde, keine Barmherzigkeit, keine Liebe, nur das Böstun, den Zorn und den Haß. Seine Tochter lebte auf gleiche Art, und die Knechte wußten nichts Schöneres, als die Bauern zu foppen und zu quälen. Heimlich kamen die Talleute oft zusammen und klagten einander ihre Not. Sie grollten und schwuren den Schloßleuten Rache.

Nun geschah es, daß sich die Tochter Rudolfs vermählen sollte mit einem Ritter vom Bodensee. Es war Erntezeit, und die Bauern mußten ihre Felder liegen lassen und zur Burg steigen, wo sie alle Räume und den Hof zur Hochzeit herrichten sollten. Regen fiel, Unwetter kamen und zerstörten die Frucht auf den Feldern. Da brach die langversteckte Wut aus ihren Herzen hervor und trieb sie zur Tat.

Es war am Hochzeitstag. Die Ritter und Knechte verließen die Burg und veranstalteten zur Feier des Tages eine große Jagd. Sie jagten den Burgweg hinunter in die Wälder hinein. In der Nähe der Burg, versteckt in den Buschwerken, saßen die Bauern mit Äxten und Grabwerkzeugen. Sie lauschten, bis die Rufe der Jäger verhallten und die Hifthorne ferner und ferner erklangen. Dann schlichen sie sich hervor und sammelten sich am Fuße der Burg. Dort schlugen sie die hinausragenden Gebüsche weg, wühlten im Gestein, gruben und brachen Felsstücke heraus. Sie arbeiteten schweigend und hastig, nur hie und da lachte einer höhnisch auf: «Heute nacht, das gibt ein lustiges Fest!» Der Abend dämmerte herein, und die Schatten stiegen aus dem Sittertal. Die Bauern hatten ein großes Stück vom Felsen weggehauen, darauf die Burg stand. Dort gähnte nun ein schwarzes dunkles Loch wie eine riesige Höhle. Sie versteckten sich wieder in den Büschen und warteten.

Die Ritter kehrten heim mit reicher Beute, johlten und waren guter Dinge. Bald flackerten die Lichter

in den Sälen auf, Bratendüfte zogen herüber. Im großen Rittersaal, unter dem gerade das Stück Felsen fehlte und der nun frei hinaushing, wurde gefastelt. Mancher Jauchzer stieg empor, es wurde gelacht. Der Wein berauschte sie. Dann begann der Tanz. Keiner hörte das heimliche Knacken unter sich; keiner fühlte, wie sich der Saal langsam senkte.

Da — auf einmal barst der Boden — schlug splittend auseinander, und mit verzweifelterm Geschrei stürzten die Leute in den Grund. Ein Dröhnen, Krachen; Steine und Mauern polterten nach. Die Sitter schäumte auf.

Dann wurde es still, unheimlich still. Nur die Sitter rauschte und ein Wind erhob sich in den dunklen, schwarzen Bäumen. Die Bauern stürzten aus ihren Verstecken hervor, erbrachen sich den Eingang in die Burg und zertrümmerten sie noch ganz. Bald lohte eine Flamme hell über den Wald. Das war der Sturz der Ramschwag.

So erzählte der Bub, und wir lauschten und schlichen dann zitternd heimzu, und die Ruine schaute uns nach wie ein uralter, grauer, böser Mann.

Der Teufel im Thurgau

Kennt ihr den Teufel? — Ein wüster Geselle, ja, da habt ihr Recht, voller Tücken, Abgefemtheiten und Schurkereien, um eine Seele zu ergattern. Da ist er dazumal auch einmal in den Thurgau gekommen, wanzenfurch und verwegen, um sich einige waschrechte Thurgauer, die ihm gerade noch fehlten in der Hölle, gleich frisch vom Lande wegzuholen, der Kerl. Da ist er gekommen, es gefiel ihm übrigens ausgezeichnet im Land am Bodensee, erinnerte es ihn doch in seiner Schönheit an das ferne Paradies; aber nichts, nicht einmal ein armseliger Bettler, ist ihm in die Finger geraten. Du mußt nämlich wissen, daß die Thurgauer rechtschaffene, fleißige Leute sind, die sich nicht fürchten müssen vor dem Teufel und überhaupt gar keine Zeit haben, an Teufelszeug und dergleichen zu denken. Aber diese Bravheit reizte gerade den Teufel, dachte er doch, solch einen biedern Thurgauer zu erwischen wäre wirklich ein kleines Meisterstück und eine besondere Rarität in seiner verrufenen Hölle. Da er in andern Kantonen und auch drüben im Reich gehört hatte, die Thurgauer wären nicht gerade die Pfiffigsten und Schlauesten, zudem nicht ganz hieb- und stichfest dem Geld gegenüber, wollte er sie mit einem teuflisch klugen Streich überlisten und die gefangenen, zappelnden Seelen recht köstlich braten lassen im heißesten Kessel. Hihhi, kicherte er schon in seiner Vorfreude und kratzte sich dabei recht unmanierlich, bezog Wohnung und Kost in einer gutgeführten Wirtschaft am verträumten Untersee und ließ sich dabei wie ein richtiger Feriengast recht verwöhnen mit gutem Essen und Trinken. Freilich, das müßt ihr wissen, daß er nicht als Teufel zu uns gekommen ist, da hätten ihn die Leute gleich erkannt und mit ihren

saubern Besen fortgejagt. Säuberlich und elegant gekleidet, die Hörnchen gut versteckt in einem schwarzen Haarwuchs, den Pferdefuß weich eingebettet in einem Lederschuh, ein Stöcklein unterm Arm, spazierte er herum und besah sich die Gegend. Freilich, wenn er vorbeisritt, roch er bedenklich, daß die Leute die Nase rümpften und sich dachten, welchen Beruf dieser Herr wohl habe.

Kam er nun eines Nachmittags zu einem Bauern, der gerade beim Mosten war und einen recht plumphen und dummen Eindruck machte. Den will ich kriegen, schmunzelte der Teufel, trat zum Bauern, lüpfte den Hut und fragte dies und das, sprach vom Obst, vom Wetter, von den Weltläuften und seufzte zwischenhinein: «O, wie ist es heiß, wie ist es warm in dieser Gegend!» Dann, als käme ihm ein guter Gedanke, trat er nahe an den Bauern heran und meinte: «Ich möchte mich mal baden. Machen wir eine Wette, Sie richten das Bad, ich ziehe mich derweilen aus. Bin ich vorher ausgezogen, habe ich gewonnen, haben Sie das Bad zuerst gerichtet, bin ich Hängemann. Gewinnen Sie, gebe ich Ihnen tausend Taler, gewinne ich, ja, gewinne ich — geben Sie mir — sagen wir einmal, einige wenige Tröpflein Blut, ja?»

Aha, dachte der Bauer, das ist so einer, tat aber nichts dergleichen, sagte, er wäre wohl einverstanden, müsse aber zuerst noch dieses Obst fertig pressen. Damit war der Teufel zufrieden und schaute sich derweil tüchtig herum, hatte er doch solch einen Mostbetrieb noch nie gesehen. Es duftete gar süß und köstlich, daß dem Teufel das Wasser im Munde zusammenlief. Das bemerkte der Bauer wohl, schmunzelte in den Augenecken und fragte so nebenbei, ob er einmal einen Schluck probieren wolle, Länglersaft und vom Besten.

O, sehr gern, nickte der Teufel und machte sich an das Faß, das halbvoll dastand, beugte sich hinunter und schlürfte laut und mit Behagen das goldige Naß, das seiner ausgebrannten, vertrockneten Kehle ausgezeichnet mundete. So etwas sollte ich in der Hölle haben, so etwas, malte er sich alles aus, und trank, trank hingegeben und versunken, als er plötzlich einen Stoß bekam, daß er vornüber in das Faß plumpste. Hei, ins Faß, daß es klatschte und platschte, und hurtig setzte der Bauer den Deckel darauf, nahm einige Nägel und hämmerte sie kräftig in den Deckel.

So saß der Teufel im Bade, bevor er sich ausgezogen hatte, ungewollt und recht geschlagen. Wie er winselte und bat, man möchte ihn doch herauslassen! Erst als er feierlich versprochen hatte, die Wette genau einzuhalten, ließ ihn der Bauer heraus. Da mußte er bezahlen, haha, wie troff der Teufel vom Most, als er zeternd davoneilte und den Bauern, den Most und alles beschimpfte.

Aber wenn ihr denkt, der Teufel habe nun genug gehabt von den Thurgauern, so irrt ihr euch gewaltig; denn ein Teufel ist und bleibt ein Teufel und versucht es immer wieder, bis er wirklich einmal

tüchtig geschlagen ist und die Aussichtslosigkeit seiner Schelmereien einsieht.

Er verzog sich also in eine andere thurgauische Gegend, wo er dümmere Leute zu finden hoffte. Wie er so schritt, voll dunkler Pläne und Absichten, bemerkte er einen dicken Müller, der, die Hände in den Hosentaschen, vor seinem guten Riegelhause stand. Das ist der rechte, schmunzelte der Teufel, trat vor den Müller, höflich und weltmännisch, und begann von diesem und jenem zu plaudern. Ein netter Kerl, dachte der Müller für sich, besonders als der Teufel sein Haus, den Garten und ihn selbst zu rühmen begann. Geschickt wußte der Teufel das Fädlein des Gespräches zu führen und leitete den Müller dorthin, wo er ihn haben wollte. Sie kamen nämlich aufs Reiten zu sprechen.

A, das sei halt eine Kunst, meinte der Teufel, die könnte einem nicht jedermann lehren!

Oho, prahlte der Müller, einem Krüppel brächte ich das Reiten bei.

So ging das weiter, der Teufel reizte und stichelte den Müller, bis er auf eine Wette einging, dem Teufel das Reiten beizubringen. Und was soll es gelten? rief er, seines Sieges gewiß. Da lugte der Teufel umher und hatte wohl die schöne Tochter des Müllers bemerkt, die hinter dem Fensterladen aufmerksam dem Gespräch lauschte.

«Gewinnt Ihr», sagte der Teufel, «baue ich Euch das schönste Schloß, gewinne aber ich, so gebt Ihr mir Eure Tochter zur Frau.»

Ei, ei, dachte der Müller, der hat's wohl im Geldsack, er sieht auch gut und anständig aus, mir soll's recht sein.

«Ich bin einverstanden», meinte der Müller, «aber wegen meiner Tochter, da müßt Ihr sie schon selbst fragen.»

Eifrig nickte der Teufel, dachte er doch, die werde er schon bekommen, eine feine Seele für seine Hölle. Die Müllerstochter freilich schmunzelte auch, war sie doch ein gar gescheites Frauenzimmer und wob im Geheimen ihren Plan, einen klugen Plan, um das Schloß zu erhalten und den feingeschnigelten Herrn doch nicht heiraten zu müssen, hatte sie

doch bereits einen Liebsten, fleißiger, aber armer Leute treuer Bursch.

Freundlich und liebenswürdig begegnete sie dem Gaste und tat gar herzlich und charmant, obgleich sie gar oft das Lachen nicht verbeißen konnte über sein närrisches und geziertes Tun. Dem Teufel aber frohlockte das Herz: «Jetzt hab ich sie, jetzt hab ich sie!»

Damit man einmal ungestört beisammen sein könnte, sollte er heute abend nach Feierabend dort im kleinen Ställchen auf sie warten, riet ihm geheimnisvoll die Müllerstochter. Ei, ei, wie glänzte der Teufel und schloß begierig in das dunkle, stinkige Ställchen, zog das Türchen zu, rümpfte wohl die Nase über den seltsamen, geißbockähnlichen Gestank und suchte tastend im Dunkeln ein Plätzchen. Was — pumps! Ein schrecklicher Stoß traf den Teufel aus dem Hinterhalt, daß er krachend an die Holzwand fiel. Kaum hatte er sich aufgerichtet, pumps! lag er in einer Ecke. Um des Teufels willen, was war denn los? Pumps, schmettete er zu Boden. Draußen aber standen der Müller und seine Tochter und weinten vor Lachen, wie sie das Krachen und Lärmen und das heftige, winselnde Geheul des armen, betrogenen Teufels hörten, der vom alten, räbigen Ziegenbock wie ein Spielball umhergeworfen und gestoßen wurde, daß er schon kreuz und lahm geschlagen war. Endlich fand er die Türe, sie öffnete sich und er wollte schon ins Freie kriechen, da wurde er von kräftigen Fäusten gepackt, auf den Ziegenbock gesetzt, der wutschnaubend mit seiner heulenden, ins Fell verkrallten, zitternden Last talabwärts stob. Der dicke Müller barst fast vor Lachen und die Müllerstochter rief höhnisch: «Jetzt hast du das Reiten gelernt, jetzt baue das Schloß!» —

Das war nun zuviel gewesen für den Teufel. Er verzog sich aus dem Thurgau und dachte ingrimmig: «Nur keinen von diesen Kerlen in der Hölle, die brächten mir ja alles durcheinander!»

Aber das Schloß ließ er durch einen Baumeister wundersam und märchenschön erstellen; denn er wollte es nicht an der Rede haben, der Teufel habe nicht einmal sein Wort gehalten.

Zu einem Märchenbuch

Von Manuel Deucher

*Ein Märchenbuch, hör ich sie lächelnd sagen —
Doch, Spötter ihr, vergeßt nicht: Märchen tragen
Zutiefst verborgen ihre reiche Seele,
Und wenn ein Kind zur Mutter blickt: erzähle —
Und sie dann von verwunschnen Schlössern, Feen*

*Und Drachentöttern ihm berichtet, staunen
Des kleinen Hörers Augen; doch sie sehen
Das Kleid des Märchens nur; sein tiefres Raunen
Versteht bloß wer vom Leben etwas weiß:
Die Liebenden, die Mütter und der Greis.*